Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 74 (1987)
Heft: 7: Museumspädagogik - Museumsdidaktitk

Artikel: Die Sprachlosigkeit der Pflüge : vom Anspruch der Ortsmuseen, "Lernort" zu sein

Autor: Steiner, Bernd

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-531521

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Sprachlosigkeit der Pflüge

Vom Anspruch der Ortsmuseen, «Lernort» zu sein

Bernd Steiner

In den letzten 15 Jahren hat sich im Kanton Zürich die Zahl der Ortsmuseen versiebenfacht! Zu wessen Nutzen ist die Frage. Bernd Steiner zeigt auf, was von Seiten der Lehrer zu leisten ist, damit aus dem musealen Rohstoff, dem oft liebevoll gesammelten Müll der Alltagsgeschichte, für die Schüler Bausteine zu einem Geschichtsbild mit aktuellen Bezügen werden.

Nehmen wir Zahlen: Zwischen 1945 und 1960 zählte der Kanton Zürich nicht mehr als zehn Ortsmuseen. 1985 waren es 69. Von 30 weiteren ist die Rede. Für eine quantifizierende Welt ist das schon ebenso ein Wert «an sich», wie das Wachstum des Bruttosozialprodukts, das die Verbrennung von Millionen Tonnen Abfall gewissermassen in die «Wertschöpfung» einbezieht.

Abfall ist überhaupt ein gutes Wort. Denn die ungezählten Frauen und Männer, die seit mehr als vier Jahrzehnten in den Gemeinden lokales Kulturgut sammeln, retten den niedrigen Müll der Geschichte. In der Tradition der «Geschichtsschreibung von oben» haben Name und Herkunft eines dörflichen Geschlechts so wenig Wert wie ein bestickter Mehlsack. Zuviel Alltag und Arbeit, zu wenig Glanz, selbst für jene, die am Glanz nie teilhaben. Wenn schon, dann gleich ins Landesmuseum als dem grössten Ortsmuseum, denn dort liegt auch Gold und Silber. «Viele besuchen ihr Ortsmuseum nur einmal in 20 Jahren», erklärt ein Kenner der Verhältnisse.

Man hat mir die Aufgabe gestellt, «Ortsmuseen als Lernorte» zu schildern, Beispiele «schülergerechter Heimatmuseen» zu bringen. Ich kenne keine. Ich kenne pädagogisch-didaktische Bemühungen. Ortsmuseen, die einem einzigen Thema gewidmet sind, oder solche, die thematische Schwerpunkte setzen, mit erweiterten Texten, Grafiken und Querverweisen arbeiten. Dazu gehören Zollikon und Zürich-Aussersihl. Zum «erlebnisreichen Lernort» aber wird das Ortsmuseum damit noch lange nicht.

Ich denke, es ist hilfreich, sich die Situation der Kunstmuseen vor Augen zu halten. Mit zeitlich deutlicher Verzögerung auf das Wachstum der Ortsmuseen erleben auch sie heute einen Bau-Boom, als gelte es, fürstlich-dynastische Ansprüche bürgerlich-national zu wiederholen. Zugleich werden manche Ausstellungen – ganz im Gegensatz zum Ortsmuseum – mit den Besuchermassen kaum fertig. Allerdings: Wo drängeln sich da die Schaulustigen zu Tausenden? Vor den Schatzkammern Tut-anch-Amons, vor chinesischen Kaisergräbern, vor Gesamtkunstwerken, vor Cézanne. Vor dem Glanz der Welt und vor gesicherten Namen. Wie sollen davor Haus- und Hofwerk, Stube und Küche, Feld- und Fischgerät, Vereinsprotokolle, Werkzeug und Winzerarbeit bestehen?

Vom Sammeln zum Lernen

Das Ortsmuseum versammelt weder Glanz noch Gloria. Es kann nicht einmal, in Franken ausgedrückt, mit besonderen Werten protzen. Es schildert den Alltag: Arbeit, Werk, Sitte und Spiel, den kleinen, überschaubaren Lebensraum, die Nähe zu sich selbst. Uns mit dieser Nähe zu beschäftigen, ist vielleicht schon deshalb unangenehm, weil unser eigener Alltag nicht sonderlich attraktiv erscheint. Wir halten uns daher lieber an kulturgeschichtlich sensationelle Spitzenleistungen, wobei Alter und Ästhetik der Dinge für absolute Werte gelten und den meisten Besuchern als Definitionshilfe durchaus genügen.

Auf dieser Ebene treffen sich Kunst- und Ortsmuseum. Im naturhistorischen Museum kommt die Kategorie des «Merkwürdigen» hinzu. Bei so viel Genügsamkeit aber bleiben die Dinge und Erscheinungen unverstanden und unbegriffen und die Vor-Urteile bleiben säuberlich dort, wo sie sind und das Denken bequem machen. Ich fürchte, was heute Massen in Museen zusammentreibt und verbindet, sind dumpfe Ängste, der Verlust von Schönheit und verbindlichen Werten, von Lebensraum und Umwelt. Kein Zufall auch, dass der Manierismus neue Besucherströme anlockt: Endzeitstimmung, Geruch von Weltuntergang.

Wenn wir uns aber mit dem Museum als «Schau»-Platz begnügen, hat das Sammeln seinen historischen Sinn verfehlt. Wir beharren dann auf dem optischen Vorzeigen von Zuständlichkeiten: «so war es», und geben keine Antwort auf die Kardinalfrage «wie es dazu gekommen ist». Die gewaltige – und noch immer unterschätzte – Notrettungsleistung der ortskundlichen Sammlerinnen und Sammler hatte zwar meist auch keinen anderen Beweggrund als das «So-war-es» zu dokumentieren. Wo eine rigoros alle sichtbaren Verbindungen zur Vergangenheit kappende, die Urbanität der Städte, die lebendigen Zellen der Dörfer zerstörende Sachzwanggesellschaft zuschlägt, wo Bauernhöfe in mechanisierten Produktionseinheiten aufgehen, Wagenräder und Joche zur animatorischen Ersatzgemütlichkeit in resopalrustikalen Restaurants verkommen, da versuchen einzelne die Nabelschnur zum eigenen Wurzelgrund nicht abreissen zu lassen. Im Ortsmuseum versammeln sich dann die Relikte der Herkunft, Erinnerung, Bewertung.

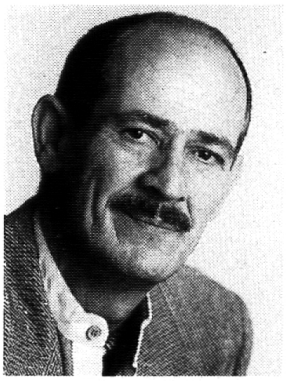
Als man in den 70er Jahren merkte, dass Ausstellen allein nicht genügt, hat man einen entscheidenden Schritt getan. Wie allerdings das «Schau»-Stück zum «Lern»-Stück werden, zum Sprechen gebracht werden könnte, ist eine in allen Ortsmuseen sichtbare und auch mit sauberster Gliederung und Beschriftung nicht zu lösende Schwierigkeit.

Heimatkunde als Weltkunde

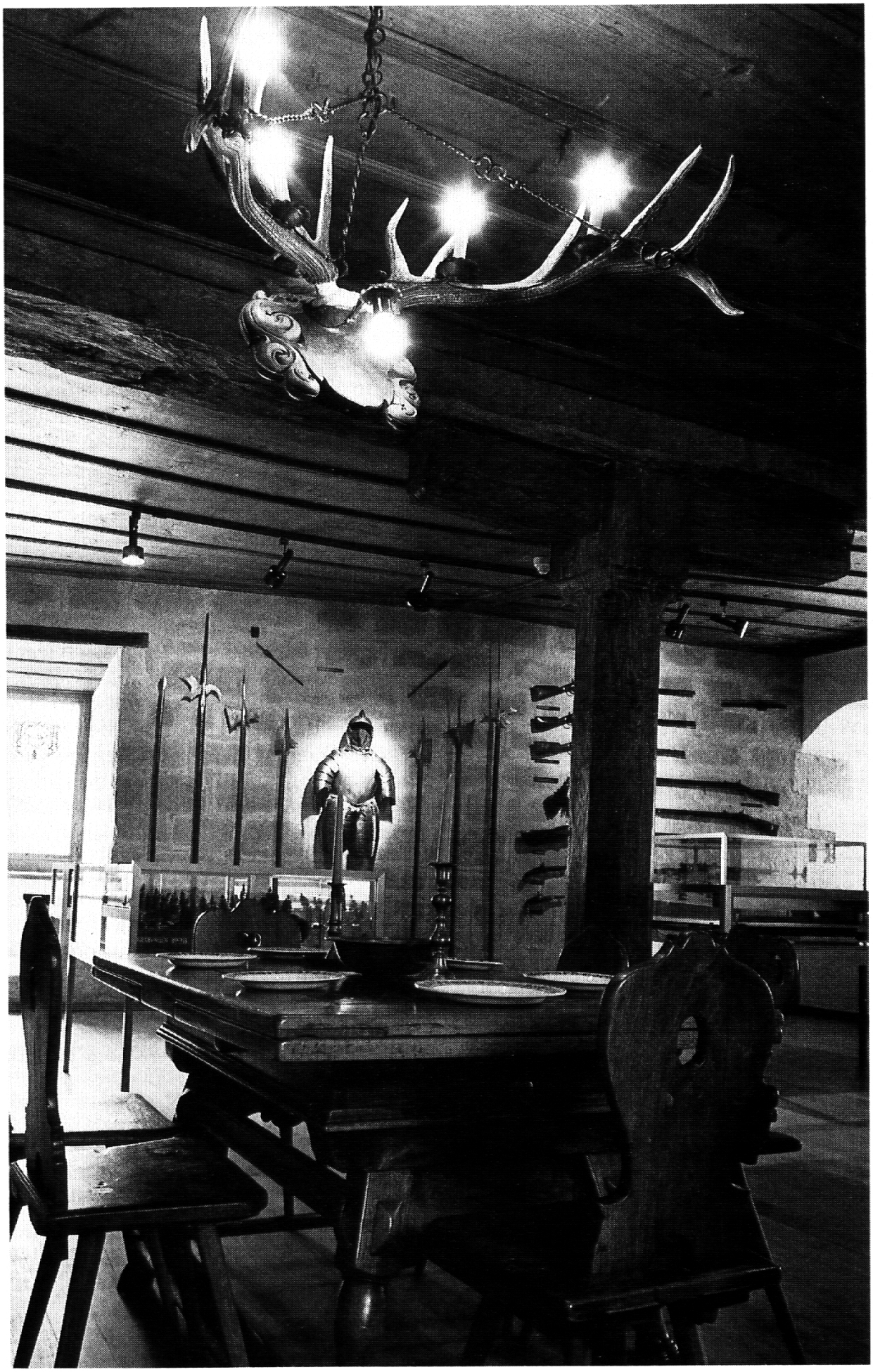
Blosses Sammeln legitimiert das Ortsmuseum noch nicht. Man trägt ja nicht privat zusammen, sondern hat ein öffentliches Ziel. Aber: «Ein alter Pflug steht gewissermassen leer im Raum, wenn wir nicht wissen, auf welchem gesellschaftlichen und ökonomischen Hintergrund der Bauer wirkte», schrieben 1985 die Zürcher Staatsarchivare Otto Sigg und Adrian Pretto in ihrem Kurzführer durch die zürcherischen Ortsmuseen. Man stellt dieses Postulat nicht auf, wenn es schon erfüllt ist.

Das Kunstmuseum verkörpert den gesellschaftlichen Überbau, die Ebene von Bildung, Prestige, Macht und Besitz, ist Lehr- und Lernort für Künstler und Kunsthistoriker. Das Ortsmuseum gehört allen. Es ist Ort des Seins, den wir nicht als Bewunderer, vielmehr als Teilnehmer betreten, als Enkelinnen und Enkel derer, die diese Gegenstände hinterlassen haben.

Indes: die Dinge mögen noch so schön herausgeputzt, noch so liebevoll plaziert sein – der Pflug spricht nicht. Das Ortsmuseumsgut hat eine Grammatik, aber noch keine Syntax. Es genügt ja nicht, dass wir das Zeichen lesen können, den Pflug als Pflug



Bernd Steiner, geboren 1938 in Schopfheim (Baden-Württemberg). Dreiviertelgymnasium, höhere Handelsschule, Hotelfach, 1968 Wechsel zum Journalismus. Seit 1975 Redaktor beim Tages-Anzeiger Zürich. Nebenpublikationen: Prosa, Lyrik.



erkennen und ihn mit Acker und Bauer verbinden, hinter dem Johanniterkreuz einen Ritter und hinter dem Trottbaum das volle Glas Wein sehen. Der Gegenstand hat einen umfassenderen Sinn, den wir nicht sehen. Er ist seines anthropologischen und geschichtlichen, sozialen und kulturellen, psychologischen und spirituellen Zusammenhangs ent-rückt. Daran ändern auch Täfeli mit Ort und Zeit samt Angabe, aus welcher Familie das Stück stammt, nichts.

Ich erlebe es immer wieder: auch der Führer im Ortsmuseum klebt am «blutten» Ding. Er weiss alles über Material, Form und Funktion, zeitliche Verwendung, Stil und Ornament. Aber er sagt mir ums Verrotten nicht, dass der Wein einmal den vermögenden Schichten vorbehalten war, dann zum billigen «Volksnahrungsmittel» wurde und schliesslich – der Anbaurisiken und des Alkoholismus wegen – ganze Landstriche ins Elend stürzte. Was mir natürlich den Wein nicht unlieb macht, mich aber an der Kompetenz des Führers zweifeln lässt. Vielleicht spricht er auch absichtlich nicht darüber.

Ein zweites Beispiel: nach langen Erklärungen über Anlage, Architektur, Denkmalwert, einstige Produktions-, Export- und Belegschaftszahlen eines alten Fabrikkomplexes war der Führer fassungslos, als ihm die Frage gestellt wurde, wie denn die Arbeiterinnen, Arbeiter und Kinder gelebt hätten und gehalten worden seien. Heimatkunde im Ortsmuseum kann, was wohl weithin der Fall sein dürfte, in Idylle, Nostalgie und Anekdote versinken. Sie kann aber auch Weltgeschichte sein, denn Land und Dorf leben nicht ausserhalb ideengeschichtlicher Zusammenhänge.

Ortsmuseum Grüningen ZH: Der Raum ist grosszügig gestaltet, das Inventar entspricht der Architektur. Hier kann der Lehrer spielerisch-spannend erzählen, was die Feuerwaffen für die geharnischten Ritter bedeuteten (Kriegstechnik), was die Gravuren der Harnischmacher zur Entstehung der Radierung beitrugen (Kunst), wie sich Tischsitten und Essgeräte wandelten (Ideen- und Sozialgeschichte. Bild: Beat Marti, Tages-Anzeiger.

◄

Die quergeschnittene Wurst

Das Ortsmuseum als «Lern-Ort»? Nehmen Sie eine Wurst. Quergeschnitten zeigt sie nichts als das, was an dieser Schnittfläche vorhanden ist. Man muss sie also der Länge nach halbieren, um zu sehen, wie tief hinein die Zutaten reichen und welche anderen es auch noch ausmachen, dass sie so und nicht anders schmeckt. Vom Ortsmuseum wäre sinngemäss mehr Längsschnitt und Anatomie zu fordern statt Querschnitt.

Ortsgeschichte als Längs- **und** Querschnitt zu vermitteln, erfordert allerdings, den Stand geschichtlichen Wissens einzubringen, vor allem die noch relativ junge Alltagsforschung aufzuarbeiten. Hat aber der «Kurator» – häufig ein Hobby-Historiker und immer im Nebenamt – dazu Zeit und Geld? Das Geld nämlich, die Gemeindesubventionen, geht zum grössten Teil für die Plazierung des Museumsguts drauf. Natürlich ist es bestechend, Geschichte in der historischen Atmosphäre eines mehrhundertjährigen Hauses zu präsentieren. Wenn dann aber die Betriebsmittel nur noch für die ein- bis zweimalige Öffnung im Monat ausreichen, gerät das Ortsmuseum erneut zum schönen Grabmal, in dem man schweigend die Toten ehrt.

Wenn das Ortsmuseum im Gemeindeleben nicht vital präsent ist, kann es die «ihm übertragene Funktion und Bedeutung in der Bewusstseinsbildung breiter Massen, für welche niemand bereit ist, die Verantwortung und die damit zusammenhängende Verpflichtung zu übernehmen», eben nicht erfüllen. Vielleicht will der Bürger auch gar nicht wissen, welche Entwicklungen und Ideen sein gegenwärtiges Denken und Verhalten geformt haben.

Rohstoff für den Lehrer

Dem Lehrer kann das allerdings nicht gleich sein. Er hat einen Bildungsauftrag. Und er kann mit dem Ortsmuseum ungeheuer viel anfangen. Wir müssen uns freilich von der

schönen Vorstellung lösen, es gebe irgendein besucher- oder schülergerechtes Museum. Wenn das Museumsgut systematisiert, gut beschriftet, richtig plaziert und dazwischen Raum zum Nachdenken und Ausruhen verfügbar ist, sind die Grenzen erreicht. Der Rest ist Rohstoff.

Wie alles wird auch Heimatkundeunterricht erst dann erlebnisreich, wenn vor dem Gegenstand spannend wie aus einem Krimi erzählt, zugleich aber nicht so getan wird, als habe dieses Lokal-Heimatliche keinerlei Verbindung zur geistigen Gestalt der ganzen Epoche oder als hätten die Ideen und Werturteile in einem Vereinsprotokoll um 1880 keinen Bezug zur Gegenwart.

Manche Ortsmuseen sind hilfreicher, andere weniger. Nehmen wir einmal Beispiele solcher Ortsmuseen, die ein einziges Thema behandeln oder deutliche Schwerpunkte setzen. Im Johanniter-Haus Bubikon wird die Geschichte der geistlichen Ritterorden dargestellt: Johanniter oder Malteser gibt es heute noch; was sie getan haben und tun, zeigt das Museum – welchen kirchen- und zeitgeschichtlichen Ideenwandel sie verkörpern, muss der Lehrer einflechten. Eglisau, Salmfischerei: dass das Aussterben des Salms auch eine Geschichte der Energienutzung und Zerstörung unserer Fliessgewässer ist und die Katastrophe von Schweizerhalle ein Wiederansiedlungsprojekt zerstörte, muss der Lehrer darstellen. Die Kyburg, Anlage samt Inventar ein Ortsmuseum, gäbe Anlass – zusammen mit einem Künstler – die Entstehung der Radierung aus der Kunst der Plattner und Harnischmacher zu demonstrieren. Neerach zeigt eine vollständige Mühle, Anlass genug also, wieder einmal davon zu reden, was der Übergang vom Vollkornbrot zum Weissbrot für die Volksgesundheit bedeutete, und dass dies gleichzeitig eine Folge der Erfindung «besserer» Getreideschälmaschinen war – welch kleiner Schritt von dort in die Gegenwart als einer Krise unbewältigter Folgen des Fortschritts. Am innen und aussen erhaltenen Blockständerbau des Zürich-Altstetter Ortsmuseums kann der Lehrer nicht nur sozialen Aufstieg und Niedergang an der Hausteilung erläutern, sondern auch erklären, dass es Stockwerkeigentum schon vor 250 Jahren gegeben hat.

Das Ortsmuseum zum Lernort zu machen, ist somit weitgehend der Phantasie des Pädagogen anheimgestellt; wo es um die Herleitung von Wertmassstäben geht, auch seinem Mut. Zuweilen genügt wenig für grosse Geschichten. Etwa der Mauerstein einer Kirche oder einer Befestigungsanlage mit einem Steinmetzzeichen: Akkord- und Zwangsarbeiter-Signet, Kennzeichen gleichen Materials, Schutz vor Lohnverlust, Architekten-Symbol – ein weites, spannendes Feld, wie die Erläuterung eines barocken Stilelements, dessen geistig-ideologischer Hintergrund die Gegenreformation ist.

Ich behaupte, der Wert des Ortsmuseums liegt keinen Fingernagelbreit unter dem des Kunstmuseums. Im Gegenteil: wir verstehen den «Überbau» erst, wenn wir den Alltags-Unterbau verstehen, wenn uns das Kausale und die Vernetzung ins Hirn fährt. Menschengeschichte ist Ideengeschichte. Es gibt keinen Deus ex machina, sondern bekannte und (noch) unbekannte Zusammenhänge. Der Lehrer kann sie im Ortsmuseum sprechen machen. Dann wissen wir. Und dann – vielleicht – verändern wir auch und «lernen aus der Geschichte».